

Oliver König

Sexualität

Erschienen in: Bernhard Schäfers, Wolfgang Zapf (Hg.), Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen 1998: Leske + Budrich, S. 552-562.

1. Konstruktion des Gegenstandes

Der Begriff „Sexualität“ und damit die moderne Vorstellung von einem einheitlichen und abgrenzbaren Phänomen entstand im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert zu Beginn der neuzeitlichen Gesellschaftsformen in Europa, zeitgleich mit dem modernen Verständnis anderer Begriffe aus dem makrosozialen Bereich wie „Gesellschaft“, „Staat“ und „Nation“, zu denen es eine Art Gegenbild darstellt, insofern Sexualität als triebgesteuerte Naturerscheinung gedacht wurde, der sich die Kräfte der Kultur gegenüberzustellen hatten, um sie unter Kontrolle zu halten. Einen wichtigen Hintergrund hierzu bildete die tief in die kulturelle Basis Europas eingesunkene Leibfeindlichkeit des Christentums. Sexualität als Begriff und Erscheinung wurde in dieser dualistischen Einteilung der Welt in gleicher Weise untergeordnet wie die Natur der Kultur, der Körper dem Geist, und im sozialen Feld die Frau dem Mann. Eine neue Formulierung und in gewisser Weise einen Höhepunkt fand diese Vorstellung im Übergang zum 20. Jahrhundert in der Psychoanalyse Sigmund Freuds. Zugleich war im Weltbild Freuds eine doppeldeutige Botschaft enthalten. Zwar war die Kanalisierung und Sublimierung von Sexualität durch Kultur notwendig, doch in Form einer „Wiederkehr des Verdrängten“ verlangten die Lustregungen des naturhaften „Es“ ihren Tribut, denen sich die zivilisierenden Kräfte des Über-Ichs zwar entgegenstellen aber sie nicht besiegen konnten. Das (bürgerliche, männliche) „Ich“, so die Botschaft Freuds, war eben nicht „Herr im Haus“.

Aus dieser Zuordnung von Sexualität zum Bereich des Natürlich-Triebhaften entstanden zwei entgegengesetzte und zugleich aufeinander angewiesene Positionen, der Diskurs der Repression und der Diskurs der Befreiung (Aries 1984, Foucault 1977). Zum einen wird die erfolgreiche Naturbeherrschung zur Bedingung und Begleiterscheinung der Industrialisierung des 19. und 20. Jahrhunderts, und dies eben auch in der „Naturbeherrschung am Menschen“ (zur Lippe). Mit der „Erfindung“ der Sexualität als modernem Phänomen wird sie katalogisiert entlang den Unterscheidungskriterien normal/pervers, gesund/krank, legitim/illegitim, und die daraus entstehenden Kontrollideen finden Eingang z.B. in die Vorstellung von Medizin, Erziehung, Ehe und Familie, Mann und Frau. Zum anderen gelangt Sexualität durch diese Katalogisierung allmählich zu einem Art Anrecht auf eine eigenständige Existenz, aus der sich, zum Teil vermischt mit dem Kontrolldiskurs, zum Teil davon abgegrenzt, ein Befreiungsdiskurs entwickelt. So sind die Klassiker der im 19. Jahrhundert entstehenden Sexualwissenschaft, z.B. Krafft-Ebing, Kaan und Ellis, sowohl Erfinder und Verwalter des „Perversen“ in allen seinen Spielarten als auch von aufklärerischem Gedankengut gegenüber den derart kategorisierten Erscheinungen durchdrungen. Ähnliches gilt für die Vielzahl von Körpertechniken, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Medizin, Naturkunde, Sport, Erziehung und Lebensreformbewegung entstehen und dabei auf eine klare Grenzlinie zu allem Sexuellem achten (König 1990). Man will durch die Propagierung eines „natürlichen“ Lebensstils den Körper von den „Einengungen der Zivilisation“ befreien, die bürgerliche Legitimität soll jedoch gewahrt bleiben. Als für die Erforschung der Sexualität zuständige Wissenschaft etablieren sich in dieser Phase vor allem Biologie, Medizin, und Psychiatrie.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts und dann vor allem in den 20er Jahren und nochmals verstärkt wieder ab den 60er Jahren unseres Jahrhunderts setzt sich der Befreiungsdiskurs durch unter dem Etikett der „sexuellen Revolution“. Leitwissenschaften dieses Diskurses sind die Kultur- und Sozialwissenschaften, die die kulturelle Vielfalt zwischen wie innerhalb der Kulturen dafür nutzen, die gesellschaftliche Formung der Sexualität zu thematisieren, ohne jedoch ihre natürlichen Grundlage in Frage zu stellen. Es ist dann paradoxerweise gerade der Erfolg des Befreiungsdiskurses, der sich an

einer zunehmenden „Freisetzung“ des Sexuellen zeigt, der ihm allmählich den Boden entzieht, da dies gleichzeitig mit einer verstärkten Vergesellschaftung des Sexuellen einhergeht. Der Befreiungsdiskurs wendet sich nun vor allem gegen die „falsche“ Freiheit der „repressiven Entsublimierung“ (Marcuse), der die sexualontologische „Wahrheit des Sexuellen“ (Sigusch) entgegengesetzt wird. Die „Unwahrheit“ der Sexualität wird nun nicht mehr in ihrer Unterdrückung, sondern in ihrer gesellschaftlichen Formierung gesehen, wodurch die Utopie der Möglichkeit einer unvergesellschafteten und „natürlichen“ Sexualität aufrecht erhalten wird.

Inzwischen ist dieser doppelte Diskurs am Ende seiner Möglichkeiten angekommen, ohne daß jedoch schon klar wäre, was sich an seine Stelle setzt, bzw. welche Wissenschaften sich als Leitwissenschaften durchsetzen werden. Mögliche begriffliche Unterscheidungen werden nicht mehr als Abbild „natürlicher“ Wirklichkeiten gedacht, sondern als kulturelle bzw. wissenschaftliche (Re)Konstruktionen, so z.B. die Unterscheidung zwischen „Sexuellem“ als körperlicher, biophysilogischer Grundlage, „Sexualität“ bzw. „Sexualitäten“ als kulturell Geformtem, „Sex“ als körperlich registrierbarem Geschehen. Von der Denaturalisierung betroffen sind gleichfalls die Vorstellungen von den Sexualsubjekten. Bislang wurde auch in den Sozialwissenschaften die Kategorie „Geschlecht“ in ihren Ausprägungen „Mann“ und „Frau“ als eine nicht weiter zu befragende Grundlage des Sexuellen angesehen. Nun werden die Kategorien selbst als soziale Konstrukte sichtbar. Dies gilt auch für die Vorstellungen zum Sexualobjekt, die in den Begriffen „Heterosexualität“ und „Homosexualität“ aufgehoben sind, mit denen ja nicht nur Verhalten beschrieben werden soll, sondern Eindeutigkeit sexueller Präferenz und darauf aufbauende Identitäten. Heterosexualität, bislang als nicht weiter zu befragende Normalität gedacht, wird genauso erklärungsbedürftig wie Homosexualität.

2. Sexualität in den Sozialwissenschaften

Von einer im engeren Sinne sozialwissenschaftlichen bzw. soziologischen Thematisierung von Sexualität läßt sich erst für die Zeit nach dem 2. Weltkrieg reden, so wie in ihren Anfängen die Soziologie, bis auf Ausnahmen (Elias 1939), insgesamt dem Körper wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat oder ihn in (sozial)philosophischer Sichtweise abhandelte. Die sexualwissenschaftliche Debatte der Weimarer Republik war von Mediziner*innen (z.B. Iwan Bloch, Magnus Hirschfeld) und Psychoanalytiker*innen (Sigmund Freud, Wilhelm Reich) dominiert, und wurde durch den Nationalsozialismus zum Stillstand gebracht bzw. durch Rassen- und Erblehre ersetzt.

Den Anfang einer sozialwissenschaftlichen Erforschung der Sexualität, die den Gegenstand auch empirisch zu erfassen versuchte, machte paradoxer Weise ein Biologe, der Amerikaner Alfred Kinsey, der zusammen mit einem Team von Forschern 1948 und 1953 zwei umfangreiche Untersuchungen über das sexuelle Verhalten des Mannes bzw. der Frau vorlegte. Der durchschlagende Erfolg dieser Kinsey-Studien, die 1964 in deutscher Übersetzung erschienen, liegt zum großen Teil darin begründet, daß sie - im Gegensatz zu den Forderungen und Behauptungen einer eher engen rechtlichen, sexualmoralischen und normativen Zeitstimmung - die faktische Ausdifferenzierung sexueller Verhaltensweisen in allen untersuchten Bevölkerungsgruppen aufwies.

Der erste und lange Zeit einzige Soziologe der sich in der Bundesrepublik zu einer „Soziologie der Sexualität“ äußerte war Helmut Schelsky (1955). Die „umgekehrten Moralpredigten“ Kinseys und der darin enthaltene „Anspruch, die normativen Bewertungen den Tatsachen anzugleichen oder wenigstens anzunähern“ (ebd.:52) waren ein Hauptziel seiner Kritik, die sich insgesamt gegen die normative Aufweichung, die Gleichzeitigkeit von Publizierung und Psychologisierung der Sexualität und ihre Ersetzung durch Konsum wandte und statt dessen die Wichtigkeit der Einbettung von Sexualität in die gesellschaftlichen Institutionen von Ehe und Familie betonte. Ohne daß man seine Bewertungen zu teilen braucht, erscheinen aus heutiger Sicht, in gutem Abstand zum Idealismus der 60er Jahre, manche von Schelskys Prognosen durchaus passend. Zugleich fällt die Nähe dieser eher konservativen Position zur linken Zeitdiagnose auf, nur daß die „Befreiung“ von Schelsky eben nicht in der Sexualutopie, sondern innerhalb der gesellschaftlichen Institutionen gesucht bzw. gesehen wurde. Dies weist darauf hin, daß die sozialwissenschaftliche Debatte über Sexualität in die klassische

Fälle linker wie rechter Kulturkritik geriet. Deutlich wird dies an der von beiden Seiten gleichermaßen geäußerten Kritik, daß Sexualität in zunehmenden Maße „geschäftsfähig“ wurde, ohne zu thematisieren, daß dies auch ein Zeichen ihrer „Kulturfähigkeit“ war und damit der Körper, seine Darstellung, Symbolisierung und die „Techniken des Körpers“ (Mauss) verstärkt zum Medium sozialer Distinktion (Bourdieu) wurden. Denkt diese Kritik daher ihre eigene Position im Feld kultureller Auseinandersetzungen nicht mit, so setzt sie diese kulturelle Distinktion im Feld der Wissenschaft häufig nur fort, anstatt sie zu analysieren. So finden sich in den kulturkritischen Klagen über die Sexualisierung der Warenwelt, über Narzissmus und Hedonismus ähnliche Abgrenzungen gegenüber dem „billigen“ und „rohen“ Vergnügen wie in anderen kulturellen Feldern auch (König 1990).

Die empirische Arbeit Kinseys wurde in der Bundesrepublik durch eine psychiatrisch und medizinisch orientierte Sexualwissenschaft aufgenommen, die vor allem um den Hamburger Mediziner Hans Giese angesiedelt war und aus der viele der in der Bundesrepublik tätigen Sexualwissenschaftler (z.B. Sigusch, Schmidt, Schorsch) hervorgegangen sind. Von der psychiatrischen Tradition her durchaus als liberal einzustufen, war es für diese Sexualwissenschaftler jedoch ein weiter Weg von der klinischen Diagnose und Therapie sexueller Perversionen zu einem sozialwissenschaftlich fundierten Verständnis der sozialen Formierung von Sexualitäten.

Diese empirisch arbeitende Sexualwissenschaft bekam ab den 60er Jahren Konkurrenz durch den Markt der populären „Sexualreporte“, die mal mit Zahlen, mal in Einzeldarstellungen über Sexualität berichteten, wobei Ergebnisse aus den USA zumeist ohne weitere Problematisierung auf die Bundesrepublik übertragen wurden. Das sich darin zeigende große öffentliche Interesse an Sexualität z.B. in den Medien ließ den Eindruck entstehen, dass schon der letzte Winkel erforscht sei, was aber weder für die USA noch für die Bundesrepublik gilt, in der es bis heute keine als repräsentativ geltende Untersuchung zu Sexualität gibt, sondern nur zu Teilpopulationen, z.B. Jugendlichen und Studenten. Letztere stellen wahrscheinlich die bestuntersuchte Population überhaupt in der BRD dar. In den USA kam es erst Ende der 80er Jahre zu einer ähnlich groß angelegten Studie wie die Kinsey Reporte (Laumann 1994), die ihre Finanzierung nur unter Schwierigkeiten gegen konservativen politischen Druck sichern konnte, obwohl sie sich nach der zunehmenden Verbreitung des Aids-Virus gesundheitspolitisch legitimieren konnte. In der Bundesrepublik wurden aufgrund des durch die Aids-Hysterie ausgelösten ordnungspolitischen Druckes ebenfalls wieder vermehrt empirische Untersuchungen initiiert, deren Wert aber zugleich wieder eingeschränkt wurde, wenn ihre sexualpolitische Zielsetzung zu sehr überwog.

Die Entwicklung der Sexualwissenschaft in der Deutschen Demokratischen Republik bis zum Zusammenbruch des politischen Systems weist, bei allen Unterschieden aufgrund der anderen politischen Rahmenbedingungen, viele Parallelen zur Bundesrepublik auf. Auch hier wurde sie von medizinisch-psychiatrischen Ansätzen dominiert, die sich erst allmählich zu sozialwissenschaftlichen Fragestellungen vorarbeiten mussten, welche jedoch von sozialmoralischen Maximen dominiert blieben (Hohmann 1991). Auch in der DDR beschäftigte sich die Sexualforschung vorrangig mit Jugendlichen und Studenten und sah eines ihrer Hauptziele darin, dem sexualpolitischen, -rechtlichen und -pädagogischen Diskurs und den dahinter stehenden Institutionen wissenschaftliche Materialien über die „sexuelle Befindlichkeit“ der Bürger zur Verfügung zu stellen. Ebenso wie in der BRD entstand ab den 60er Jahren ein dichtes Netz von Ehe-, Erziehungs- und Sexualberatungsstellen, das in der BRD durch ein ebenso dichtes Netz von Sexläden ergänzt wurde. Während also die Kommerzialisierung auf den Westen beschränkt blieb, ließ sich ein Trend zur Psychologisierung und Pädagogisierung von Sexualität zeitgleich in BRD wie DDR ausmachen.

Die in beiden politischen Systemen vorherrschende Ausrichtung der Sexualforschung auf sexualpolitische und sexualpädagogische Ziele hat, relativ unabhängig von der jeweiligen inhaltlichen politischen Orientierung, zu einer Abkoppelung von relevanten theoretischen Diskursen und einer weitgehenden Theoriearmut geführt (Ausnahme: Lautmann 1984, 1992). Aus dem Verständnis von allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen, d.h. aus Ansätzen, die Sexualität nicht ins Zentrum ihrer

Betrachtung stellen, lässt sich daher oft mehr über diesen Bereich entnehmen als aus der eigentlichen sexualwissenschaftlichen Literatur.

3. Sexualität im sozialen Wandel

Von Sexualität zu reden heißt, von ihrem gesellschaftlichen Wandel zu reden. Schon für die historisch relativ kurze Zeitspanne der BRD ist dieser Wandel beachtlich. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft stand in ihren Anfängen vor enormen wirtschaftlichen Problemen und sozialen Desintegrationserscheinungen, was mit einem kulturell konservativem Klima einherging, das nicht an die Vitalität der Weimarer Republik anzuschließen vermochte, sondern die enge Weltsicht der bürgerlichen Gesellschaft im Kaiserreich fortzusetzen schien. In der wirtschaftlichen Aufbauphase der 50er und frühen 60er dominierte ein konservatives Verständnis des Verhältnisses von Mann und Frau innerhalb wie außerhalb der Ehe. Die Frau sollte möglichst unberührt in die Ehe gehen, sich in der Ehe dem Mann unterordnen, Kinder bekommen und aufziehen. Dem Mann wurden zwar vor der Ehe mehr Erfahrungen erlaubt als der Frau. Aber so wie sie sich nicht „wegwerfen“ sollte, so sollte er sich nicht „verschenden“, vielmehr sich um sein berufliches Fortkommen und das wirtschaftliche Wohlergehen der Familie sorgen. Die Primärtugenden der Pflicht standen im Vordergrund. Dieses Bild von Sexualität und Familie dominierte normativ und weitgehend auch faktisch die kulturell legitimen Lebensformen in der BRD bis in die Mitte der 60er Jahre.

Mit der wirtschaftlichen Konsolidierung der BRD traten die kulturellen Auseinandersetzungen wieder mehr in den Vordergrund. Vor allem getragen von der entstehenden Jugendkultur, z.B. in Studentenbewegung und Popkultur, wurde das traditionelle Verhältnis von Familie und Sexualität in Frage gestellt. Eng gekoppelt mit dieser Differenzierungsbewegung war die Entstehung der Sex-Industrie, die aus ihrem Schattendasein heraustreten konnte und zu einem Bestandteil der Massenkultur wurde. Im Vordergrund der sozial- und sexualwissenschaftlichen Debatte standen Schicht- bzw. Klassenunterschiede, z.B. in Form von Untersuchungen über Arbeitersexualität und Studentensexualität. Die Entwicklung von neuen Verhütungsmitteln, vor allem der „Pille“, führte zu einer Entkoppelung von Sexualität und Fortpflanzung, was die Gestaltungsräume vor allem weiblicher Sexualität vergrößerte.

Nutznießer der Bildungsreform der 60er und 70er Jahre waren zudem nicht die vorrangig anvisierten Arbeiterkinder, sondern ebenfalls vor allem die Frauen (aus den Mittelschichten), die sich nun verstärkt auf den Arbeitsmarkt hin orientierten. Die Veränderungen bezüglich der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Familie und Beruf, sowie der dazugehörige Segregation des Arbeitsmarktes wurden kulturell und ideologisch begleitet, überformt und vorwärtsgetrieben vom entstehenden Feminismus in seinen verschiedenen Schattierungen. Klassengegensatz und Klassenkampf wichen Geschlechtergegensatz und Geschlechterkampf.

Die sexuelle Liberalisierung der 60er und 70er Jahre fand ihren Niederschlag in der Strafrechtsreform von 1975, die von einem Rückzug strafrechtlicher Sexualkontrolle geprägt war. Dies betraf zum einen das Sexualstrafrecht selber, z.B. in den Regelungen über Pornographie und Homosexualität, in der Abschaffung des Kuppeleiparagraphen und des dazugehörigen Begriffes der „Unzucht“; es zeigte sich aber auch z.B. im Familienrecht in den Regelungen zum „Ehebruch“, zur Scheidung und in der beginnenden rechtlichen Angleichung der zahlreicher werdenden nichtehelichen Lebensgemeinschaften, sowie durch die Reform des § 218, durch die Abtreibungen erleichtert wurden.

Die 80er Jahre, wirtschaftlich instabiler als die 70er und politisch eher restaurativ, verstärkten dennoch die Tendenz zur Pluralisierung familialer wie nichtfamilialer Lebensformen, letztere vor allem in der Form von Alleinlebenden. Der Rückgang von Heiratszahlen und Geburten, sowie der Anstieg von Scheidungen waren ein Ausdruck davon bei gleichzeitig gestiegenen Glückserwartungen an Beziehung, Ehe und Familie. Es entstand eine zunehmend ausdifferenzierte Freizeit- und Körperkultur, die nicht mehr wie ihre Vorgänger in der Weimarer Republik und der Nachkriegszeit auf eine sorgfältige Ausgrenzung allen Sexuellen achtete, sondern Sexualität in einer domestizierten Form integrierte unter den Slogans von Fitness, Gesundheit, Spaß und Wohlbefinden.

Zu diesem Ausdifferenzierungsprozess gehörte es dazu, dass sich bislang vor allem aufgrund ihrer Sexualität ausgegrenzte Lebensformen stärker öffentlich darzustellen und für ihre Rechte zu kämpfen begannen. Dies betrifft vor allem Homosexuelle beiderlei Geschlechts, wobei sich bis heute die Frauen aufgrund von Überschneidungen mit feministischen Gruppierungen als stärker politisiert und ideologisiert darstellen als die Männer. Nicht zuletzt dieses Selbstbewussterwerden von früheren Randgruppen ließ deutlich werden, dass die bislang wirksamen Frontziehungen zwischen sexuell „Repressiven“ und „Fortschrittlichen“ zu bröckeln begannen. Deutlich wurde dies an der Ende der 80er Jahre von feministischen Gruppierungen geführten Kampagne gegen (Gewalt)Pornographie, die hierfür Verbündete im konservativen Lager fanden, aus dem heraus zugleich das Privatfernsehen gefördert wurde, durch dessen Programme medialer Sex direkten Einlass in bundesdeutsche Wohnzimmer fand. Gleichzeitig wurde in Teilen der Lesbenszene Pornographie und der Sadomasochismus entdeckt, so wie sich insgesamt die Sex-Industrie in dem gleichen Maße ausdifferenzierte wie ihr Klientel. Die neue Unübersichtlichkeit (Habermas) hatte den Umgang mit dem Sexuellen erreicht.

Ab der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurde der sich ausbreitende Aids-Virus zu einem bestimmenden Faktor der Auseinandersetzungen über Sexualität. Zweierlei wurde durch die losgetretene Lawine von Forschungen und Präventionsprogrammen deutlich: Nicht mehr Moral sondern Gesundheit war der Leitwert für die Beurteilung von Sexualität. Dadurch wurde vor allem die weitere Pädagogisierung von Sexualität befördert, allerdings ohne dass der öffentliche Diskurs über Sexualität in Medien, Politik, Gesundheits- und Erziehungswesen, sowie in der Sex- und Vergnügungsindustrie in größerem Ausmaß Veränderungen im Sexualverhalten bewirkte. D.h. Vergnügungs-, Moral- und Gesundheitsdiskurs zeigen sich alle drei eher als Epiphänomene gegenüber den sozialstrukturellen Veränderungen in Arbeits- und Lebenswelt. Zugleich muss von den sozialen Akteuren die sich vergrößernde Kluft zwischen ihrem alltagsweltlichen Leben und Erleben und den Versprechungen und Forderungen dieser Diskurse individuell verarbeitet werden, um angesichts der suggerierten Möglichkeiten nicht andauernd der Vorstellung ausgesetzt zu sein, entweder etwas zu verpassen oder zu versagen.

Diese Ausdifferenzierung von (sexuellen) Lebensstilen führt nun keineswegs zu einer Auflösung des normativen Zentrums und damit der gesellschaftlichen Kontrolle von Sexualitäten insgesamt. Vielmehr lässt der Rückgang der Verbotspolitik im Sexuellen es zu einem kulturellen Phänomen werden wie anderes auch. Die Unterschiede zwischen legitim und illegitim verschwinden nicht, sie werden kleiner und feiner. Zugleich gibt es eine Ausrichtung auf ein fiktives Zentrum hin, das paradoxerweise gerade auch von den Rändern her durch die Forderung nach Gleichberechtigung und Gleichstellung aufrechterhalten wird. Verdeutlichen lässt sich dies an der Tendenz von ehemals randständigen Lebensformen, z.B. nichtehelichen Lebensgemeinschaften und homosexuellen Paaren, deren Lebensmodelle sich anfänglich explizit gegen die staatlich geförderten Formen herausgebildet hatten, um ihre wirtschaftliche und rechtliche Gleichstellung einzufordern.

Diese erneute Tendenz zur Verrechtlichung findet sich auch in explizit die Sexualität betreffenden Bereichen, z.B. bezüglich rechtlicher Regelungen zur Vergewaltigung in der Ehe, zu Kindesmissbrauch und Kinderpornographie. Es vermischen sich hier der Kampf gegen altes patriarchalisch geprägtes Besitzdenken gegenüber Frauen und Kindern, das sich z.B. eine Vergewaltigung der Ehefrau nicht vorstellen will, mit einem sexualmoralischen Diskurs, der sich alter Klischees bedient, z.B. vom „triebhaften“ Mann und „unschuldigen“ Kind. Während es noch offen ist, ob sich die Tendenz staatlicher Institutionen, sich z.B. durch Entrechtlichung weiter aus dem Sexualleben der Bürger zurückzuziehen, weiter fortsetzt oder durch eine neue Verrechtlichung abgelöst werden wird, so wird doch deutlich, dass sich in dem derart freigemachten Raum nun eine Vielzahl von semistaatlichen und privaten Organisationen, zum Teil mit fließenden Übergängen zur Vergnügungsindustrie, zum Teil in Konkurrenz zu dieser, um Definition, Bewertung, Vermarktung und Kontrolle von Sexualität bemühen.

4. Sexualität in der empirischen Forschung

Der zugleich intime wie öffentliche Charakter von Sexualität, der das Befragte sowohl abschottet als auch den vorgefertigten Bildern der öffentlichen Meinung unterwirft, die geringe forschungstechnische und theoretische Reflexion des Zusammenhangs von Verhalten und Einstellung, die fehlende Repräsentativität und die Bevorzugung von Jugendlichen und Studenten, deren Lebensphase durch eine aufgeschobene Integration in den Arbeitsprozess charakterisiert ist, das Fehlen von Längsschnittuntersuchungen, all dies führt dazu, dass die Aussagekraft empirischer Forschung eingeschränkt bleibt.

Untersucht werden zumeist sexuelle Handlungen wie Masturbation, erster Beischlaf, verschiedene Sexualtechniken, Orgasmus usw., die dann mit den üblichen Statusmerkmalen korreliert werden, vor allem Alter, Geschlecht, Schicht, Religion, Regionalität, politische Einstellung. Wenig Berücksichtigung finden Partnerschaftsformen und -situationen sowie das soziale Umfeld.

Die Ergebnisse aus Untersuchungen zur Sexualität bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der BRD ordnen sich ein in einen allgemeinen Trend der westlichen Industrienationen in Richtung größerer „Permissivität“ gegenüber Sexualität sowohl in Einstellung wie Verhalten. Dieser Wandel ist besonders deutlich für die 60er und 70er Jahre nachweisbar und „lässt sich so zusammenfassen: Schichtunterschiede im sexuellen Verhalten werden geringer, der Einfluss der mit sexueller Permissivität hoch korrelierten religiösen Bindung schwindet und der (restriktive) Einfluss der Eltern auf die Sexualität ihrer Kinder lässt nach“ (Clement 1986: 17). Dieser Wandel hat sich in den 80er und 90er Jahren stabilisiert, jedoch nicht weiter zugenommen. Das Aufkommen von Aids hat hierauf kaum nennenswerten Einfluss gehabt.

Bei beiden Geschlechtern sinkt das Alter, in dem die ersten Masturbations- bzw. Koituserfahrungen gemacht werden. Am deutlichsten ist der Wandel bei den Frauen nachzuweisen. In Bezug auf Koituserfahrungen kommt es sogar zu einem „'Umkippen' des Geschlechtsunterschiedes zugunsten der Frauen“ (Clement 1986: 76), von denen Anfang der 80er Jahre 80% bis zum 20. Lebensjahr eine erste Erfahrung haben gegenüber 67% bei den Männern (ebd.: 44). Sexuelle Aktivität koppelt sich für beide Geschlechter sowohl in Einstellung wie im Verhalten ab von der Institution Ehe, d.h. voreheliche und eheliche Sexualität gleichen sich an. Die Anzahl der Sexualpartner im Lebensverlauf steigt und Treue in einer Partnerschaft spielt nicht mehr eine so große Rolle; akzeptiert wird jedoch sowohl von verheirateten wie von nichtverheirateten Paaren nur der „Seitensprung“, nicht die dauerhafte Zweitbeziehung. Es bildet sich das Muster einer Monogamie auf Zeit heraus. Homosexuelle Erfahrungen haben nur bei den Frauen etwas zugenommen, sind aber immer noch geringer als bei den Männern, bei denen nur eine minimale Zunahme festgestellt werden kann. In der Untersuchung von Clement (1988: 51f.) hatten 25% der männlichen und 18% der weiblichen Studenten bis zum Alter zwischen 20 und 30 Jahren homosexuelle Kontakte gehabt, wobei vor allem für die Männer ein großer Teil dieser Kontakte in den Zeitraum der Pubertät fällt. Im Jahr vor der Befragung hatten nur 5% der Männer und 4% der Frauen homosexuelle Erlebnisse. Vergrößert hat sich jedoch die allgemeine Akzeptanz von Homosexualität. Ähnliches gilt auch für die Einstellungen gegenüber Masturbation. Insgesamt hat sich die Bandbreite von praktizierten Sexualtechniken vergrößert und die Relevanz von normativ-moralischen Bewertungen dieser Techniken verringert, so dass zunehmend von den Paaren selbst ausgehandelt wird, welche sexuellen Praktiken akzeptiert sind.

Rechnet man die Ergebnisse zu Männern und Frauen gegeneinander auf, so lässt sich dies als eine Angleichung im Verhalten interpretieren. Jungen und junge Männer erleben ihre Sexualität nicht mehr als so „dranghaft“ und verbinden sie stärker mit Liebe, Beziehung und Treue. Mädchen machen früher, häufiger und selbständiger sexuelle Erfahrungen, sind aber zugleich weniger zufrieden mit diesen Erfahrungen als früher (Schmidt 1993:6). Dies kann als Ausdruck stärkerer sexueller Selbstbehauptung oder größerer Nüchternheit im „Geschlechterkampf“ angesehen werden. Es entspricht zugleich dem generell kritischer gewordenem Verhalten von Frauen in Beziehungen, was sich auch in einer größeren Bereitschaft zu Trennung und Scheidung zeigt, falls eine Beziehung nicht mehr als befriedigend wahrgenommen wird.

Dabei zeigt sich in Ansätzen eine gewisse Paradoxie der Veränderung. Die zunehmende Entkoppelung der Sexualität von Fortpflanzung, Ehe und Familie geht zumindest für Jugendliche einher mit einer Familialisierung von Sexualität, da die Haltung der Eltern zur Sexualität ihrer Kinder sich verändert hat. Im Vordergrund steht nicht mehr das Verbot, sondern die Duldung und Unterstützung - damit aber auch die familiäre Einbindung der jugendlichen Sexualität. Jungen wie Mädchen übernehmen zwar aufgrund der permissiveren Einstellung ihrer Eltern früher als bisher mehr Verantwortung für ihre Sexualität; zugleich unterliegt diese stärker der familiären Kommunikation und ist daher weniger als bisher ein Vehikel der Loslösung von der Herkunftsfamilie.

In der DDR ließen sich im gleichen Zeitraum ähnliche Veränderungen feststellen mit einigen wichtigen Unterschieden, die in der Struktur den Unterschieden zwischen den 70er und den 90er Jahren in der BRD entsprechen, was als „verzögerte Modernisierung“ (Schmidt) interpretiert werden kann. Beide Geschlechter sind stärker als in der BRD traditional auf Ehe und Familie, feste Partnerschaft und Kinderwunsch hin orientiert, dies trotz der relativ größeren materiellen Emanzipation der DDR Frauen, der im Westen eine kulturell weiter fortgeschrittene Emanzipation gegenübersteht.

Der wesentlichste Hintergrund aller dieser Veränderungen ist das gewandelte kulturelle Verständnis der Zweigeschlechtlichkeit, das wiederum unmittelbar zusammenhängt mit Veränderungen des Arbeitsmarkt und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und deren Auswirkungen auf Beziehungsformen, Ehe und Familie.

5. Neuere theoretische Perspektiven

In der amerikanischen sexualwissenschaftlichen Forschung finden sich interessante Versuche, auf diese Veränderungen in den westlichen Industrienationen zu reagieren (Laumann 1994). Die „Sripting“-Theorie sexueller Verhaltensweisen löst sich von dem Gedanken, dass Sexualität und Kultur bzw. Gesellschaft entgegengesetzte Kräfte seien. Sie geht vielmehr davon aus, dass Sexualität sich als kulturell vermittelte Praktiken darstellt, die auf biologischen „Instinkten“ aufbauen, aber nicht von diesen determiniert sind. Diese kulturellen Praktiken werden vielmehr in einem andauernden Akkulturationsprozess lebenslang erworben und individuell variiert. Ergänzt wird diese Sichtweise durch Marktmodelle sozialen Handelns, Netzwerk- und lebenslauforientierte Modelle.

Von einer zunehmenden Permissivität im Umgang mit Sexualität zu reden bedeutet, dass Gestaltung und Kontrolle von Sexualitäten nicht mehr in der Sprache des Verbotes sondern des Gebotes erfolgt und auch nicht mehr in dem Maße durch Tradition, Norm und dazugehörige Institutionen, sondern stärker durch informelle Regelungen in Beziehungen, Familien und sozialen Netzwerken (Milieus, Subkulturen etc.) geregelt ist. Dem versuchen diese Ansätze gerecht zu werden.

Es stehen daher nicht mehr Sexualtechniken im Vordergrund, sondern die jeweiligen Beziehungsformen sowie der Einfluss des sozialen Kontextes bzw. sozialer Netzwerke beim Zustandekommen dieser Beziehungen. Diese Beziehungen wiederum werden nicht als Ergebnis einer Partnerwahl angesehen, sondern lassen sich angemessener als „differential association“ (Laumann 1994:266) beschreiben, da die Partnerwahl weitgehend durch soziale Homogamie gekennzeichnet, d.h. auf den sozialen Nahbereich eingegrenzt und damit vorentschieden ist.

Beschreibt man sexuelles Verhalten als ein derart sozial segregiertes Marktgeschehen, dann richtet sich die Aufmerksamkeit darauf, wie soziale Akteure, ausgestattet mit spezifischen und zumeist begrenzten Ressourcen bestimmte Ziele zu erreichen versuchen. Die für das Handeln notwendigen Ressourcen umfassen Zeit, Geld, emotionale und physische Energien sowie Merkmale persönlicher Attraktivität, Prestige und Status. Dem Marktkonzept entnommen ist ebenfalls die Idee des einsetzbaren Humankapitals, z.B. Gesundheit und gutes Aussehen, sowie die Kenntnis der nötigen Interaktionsstrategien und basalen Spielregeln.

Im Wesentlichen vier mögliche Ziele für das Verhalten auf diesem Markt lassen sich formulieren: sexuelle Lust bzw. sexuelles Vergnügen, emotionale Befriedigung in einer intimen Beziehung bzw. Bindung, der Wunsch nach Kindern, soziales Ansehen im jeweiligen relevanten Umfeld.

Das Marktmodell impliziert zugleich, dass der einzelne mit anderen Akteuren konkurriert, ob er will oder nicht. Potentielle Partner werden durch eine „feste“ Beziehung oder eine Heirat zumindest vorübergehend vom Markt genommen. Für die Aufrechterhaltung dieser Partnerschaft bedarf es ebenfalls wieder der Investition von Ressourcen, und das Ausmaß der geleisteten Investitionen spielt eine wichtige Rolle bei der Frage, ob eine Beziehung beendet wird und in welcher Relation dies zu den notwendigen Investitionen bei einem eventuellen Rückkehr auf den Markt stehen würde. Die geleisteten Investitionen lassen sich messen am Grad der Institutionalisierung einer Beziehung. Handelt es sich um eine einmalige Begegnung, um eine kurzfristige Beziehung, um eine längerfristige Beziehung mit gemeinsamer Wohnung, um eine Ehe, gegebenenfalls mit gemeinsamen Kindern.

Entscheidungen in und für Beziehungen werden meist unter einem hohen Unsicherheitsfaktor gefällt, da die Informationslage begrenzt ist und zukünftige Entwicklungen nur eingeschränkt überblickt werden können. Hier spielt die Risikobereitschaft der Akteure eine Rolle, z.B. gegenüber Aids. Wesentlicher ist aber sicherlich der Umgang mit biographischen Ereignissen, z.B. dem Risiko einer ungeplanten Schwangerschaft und der Bereitschaft, die nun entstandene familiäre Beziehung einzugehen, oder eben trotz des üblicherweise institutionalisierenden Effekts von Kindern auch wieder kurzfristig zu verlassen.

Spielen Netzwerke schon bei der Frage, ob eine Beziehung überhaupt zustande kommt, eine große Rolle, so steigt die Wichtigkeit von Freunden, Familie und Arbeitskollegen noch weiter, sobald die Beziehung eine gewisse Dauer haben soll. Dies gilt auch für andere soziale Instanzen, die mit Fragen der Beziehung, des Zusammenlebens, der Fortpflanzung zu tun haben, z.B. Vereine, Hausbesitzer, Beratungsstellen, Steuerbehörden oder auch sexualpolitische Lobbies, mit denen sich der einzelne eventuell verbunden fühlt oder die sich ihrerseits berufen sehen sich einzumischen. In diesem dichten Netz von Einflussnahmen eingewoben wird die Art des sexuellen Kontaktes innerhalb wie außerhalb dieser Beziehung ausgehandelt. Zwar ist für eine sexuelle Beziehung ein Mindestmaß an sozialer Abkapselung notwendig, die sich zu besonderen Zeiten, z.B. der ersten Verliebtheit oder der Belastung durch ein Kleinkind, radikalieren kann. Doch die soziale Kompatibilität der verschiedenen Welten, die in eine sexuelle Beziehung eingebracht werden, wird über ihre Dauer wesentlich mitentscheiden.

6. Permissivität, Abweichung und ordnungspolitischer Diskurs

Mit der zunehmenden Permissivität in Einstellung und Verhalten hat sich auch der Umgang mit sexuellen Übertretungen verändert. Die Grenzziehungen zwischen „normal“ und „pervers“ werden als Setzungen auf einem Kontinuum von möglichen Verhaltensweisen sichtbar. Die Massenmedien präsentieren dieses Kontinuum nicht nur, sondern geben den Akteuren selbst, Sado- und Masochisten, Prostituierten, Dominas, Strichern, Pornostars usw. die Möglichkeit, sich als „Normale“ mit einer absonderlichen Freizeitbeschäftigung oder als legitime Dienstleistung darzustellen, deren Inhalt zwar ungewöhnlich sein mag, deren Vollzug aber durchaus den allgemeinen Regeln einer konsumorientierten Marktgesellschaft entspricht. Das Vokabular der Normalität und die Forderung nach Gleichberechtigung wird genutzt, um Legitimität, wenn schon nicht im Zentrum der Gesellschaft, dann wenigstens an ihrer Peripherie einzufordern. Die sexuelle Vergnügungsindustrie macht Jahresumsätze in Milliardenhöhe (König 1990: 311ff.), die Übergänge zur legitimen Kultur sind ebenso fließend wie die zur kriminellen Grauzone. Hatten pornographische Produkte noch bis in die 70er Jahre hinein einen Beigeschmack von Aufstand gegen eine repressive Sexualmoral, so sind sie inzwischen zum Konsumgut geworden wie anderes auch.

Ähnlich ausdifferenziert ist auch die Prostitution als „ältestes Gewerbe der Welt“, das zwischen Bordell und Eros-Center, den Privatwohnungen von „Edelnuten“ und dem Auto- und Straßenstrich angesiedelt ist. Die Zahl der weiblichen Prostituierten in der alten Bundesrepublik wird auf 100.000 bis 400.000 geschätzt, die Zahl der täglichen Freier bis zu 1 Million (Dunde 1992: 198). Durch die Wiedervereinigung und die damit verbundene Öffnung des Marktes und Erweiterung des Rekrutierungsfeldes für Prostituierte nach Osten dürften sich diese Zahlen weiter erhöht haben. Zwar

steht die Prostitution weiterhin am Rande der Gesellschaft, doch erscheint ihre berufrechtliche Anerkennung nur eine Frage der Zeit, zumal die Einkünfte schon besteuert werden. Die Wirkung dieser sozialen und rechtlichen Normalisierung der Prostitution ist zwiespältig. Einerseits wird dadurch die häufig schwierige Lebenssituation ebenso wie die Ausstiegsmöglichkeiten der betroffenen Frauen verbessert, andererseits die weitere Ausdifferenzierung gefördert.

Dieser Strukturwandel von Prostitution und Pornographie als den „traditionellen“ Institutionen einer geregelten Abweichung, die sich der Regeln einer Konsumgesellschaft bedient, schlägt nun im sexual- und ordnungspolitischen Diskurs auf diese Gesellschaft zurück. Während die früheren Gegner der Liberalisierung, z.B. Kirche und konservative Moralunternehmer weitgehend verstummt sind, waren es Teile der feministischen Bewegung, die diese Entwicklung als Prostituirung und Pornographisierung der Gesellschaft anklagten. In ihren radikalen Varianten griffen sie dabei, z.B. in der PorNo-Kampagne, auf ein Argumentationsmuster zurück, das einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den Phantasieprodukten der Pornoindustrie und gesellschaftlicher Realitäten behauptete mit dem Motto: „Pornographie ist die Theorie, Vergewaltigung ist die Praxis“. Dadurch geriet der im Befreiungsdiskurs an die Seite gedrängte Zusammenhang zwischen Sexualität und Gewalt wieder in die Diskussion, und zwar als Gewalt von Männern gegenüber Frauen und Kindern.

Im Gegensatz zur medialen Trivialisierung des Sexuellen ist dieses Thema jedoch zurzeit hochgradig emotionalisiert. Auch der Umgang mit empirischem Material vermag kaum zur Versachlichung beizutragen, zu sehr ist er ein Bestandteil des Konflikts. Es vermischen sich hier der Wandel von Sexualnormen, individueller „Geständnisbereitschaft“ und allgemeinen Toleranzen, Anzeigeverhalten und Rechtspraxis mit sexualpolitischen Strategien und Skandalisierungskampagnen zu einer schwer durchdringbaren Grauzone. Dem steht die Tabuisierung des Problems gegenüber, vor allem wenn es im familiären Nahbereich angesiedelt ist, ebenso wie die problematische Behandlung der Opfer von sexueller Gewalt durch Polizei, Gericht und Medien. Die gegenüber Tat wie Täter häufig ebenso problematischen feministischen oder sexualpolitischen Skandalisierungsstrategien werden dadurch verständlich, dass erst durch sie bestimmte Problemlagen in die öffentliche Diskussion gerückt worden sind. Ihre Doppelbödigkeit zeigt sich im populären Bereich in einem fließenden Übergang zur Skandalpresse und damit zu eben dem angegriffenen Phänomen der Erotisierung von Gewalt. Bei der Beschäftigung mit der Problemlage stellt dies einen vor die Aufgabe, weder die Augen zu verschließen, noch sich von den beteiligten Moralunternehmer/innen den Blick vernebeln zu lassen.

In der BRD werden jährlich ca. 7000 Vergewaltigungen und sexuelle Nötigungen zur Anzeige gebracht (Baurmann 1987, 1991). Annahmen zur Dunkelziffer reichen von 1:3 bis 1:10. Aufgeklärt werden davon etwa dreiviertel der Fälle, verurteilt weniger als die Hälfte. Die meisten Opfer sind Mädchen und Frauen zwischen 15 und 25 Jahren, die Täter sind Männer schwerpunktmäßig zwischen 18 und 30 Jahren. Die erhobenen Zahlen sind seit den 70er Jahren relativ konstant geblieben, während die Kriminalitätsangst generell zugenommen hat. Die entscheidenden Veränderungen liegen im Umgang mit der Dunkelziffer und in der Frage, welches Verhalten wie definiert wird. Hier fällt z.B. die wahrscheinlich um ein Mehrfaches größere Zahl an ehelichen Vergewaltigungen ins Gewicht, die laut geltendem Strafrecht nicht strafbar sind. Noch problematischer wird der Umgang mit Zahlen bei der Frage des sexuellen Missbrauchs von Kindern. Die 1991 polizeilich bekannt gewordene Zahl von 20.000 Fällen (Brockhaus/Kolshorn 1993: 47) kann über Dunkelzifferannahmen auf 300.000 bis 1.000.000 hochgerechnet werden (Baurmann 1991). Je nach sexualpolitischer Strategie wird eine Vielzahl von sexuellen Handlungen als „Missbrauch“ tituliert, der mit Gewalt vollzogene Koitus ebenso wie eine exhibitionistische Handlung.

Trotz dieser politischen Funktionalisierung von Zahlen wird dadurch sexuelle bzw. sexualisierte Gewalt von Männern gegenüber Frauen und Kindern als strukturelles Merkmal des Geschlechterverhältnisses sichtbar und zum zentralen Thema der ordnungspolitischen Diskussion. Damit scheint der öffentliche Diskurs über Sexualität einen Punkt erreicht zu haben, an dem die Forderungen nach Legitimität der Abweichung und ihrer Gleichberechtigung sowie des Schutzes der sexuellen Selbstbestimmung in Widerspruch geraten. Der konsum- und freizeitorientierte Diskurs der

Permissivität, der eine von allen aggressiven und überschreitenden Anteilen gereinigte „gesunde“ Sexualität zum legitimen kulturellen Leitbild zu erheben versucht, wird in einem Gegendiskurs kontrastiert und latent unterfüttert durch die Verbindung von Sexualität mit Gewalt und Tod. Sexualisierte Gewalt auf der einen Seite, und die in den Forschungen der Sexualwissenschaft konstatierte zunehmende sexuelle Lustlosigkeit der sozialen Akteure (Schmidt 1993) auf der anderen Seite verdeutlichen, dass die Bedürfnisproduktion in einer Gesellschaft wie der Bundesrepublik zumindest im Bereich des Sexuellen an eine Grenze gekommen zu sein scheint. Ob sich einer der vielen Versuche, diese Gegensätze in eine Richtung hin aufzulösen, durchsetzen wird, um diese Grenzen neu zu definieren, bleibt eine offene Frage.

Literatur

- Ariès, Philippe u.a. 1984: Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt.
- Baurmann, Michael C. 1987: Männergewalt. Erscheinungsformen und Dimensionen von Gewalt gegen Frauen und Mädchen. In: Vorgänge H.6, Jg. 26, S. 50-60.
- Baurmann, Michael C. 1991: Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung. In: Jörg Schuh/Martin Killias, Sexualdelinquenz, Zürich, S. 77-110.
- Brockhaus, Ulrike/ Kolshorn, Maren 1993: Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen. Mythen, Fakten, Theorien. Frankfurt.
- Clement, Ulrich 1986: Sexualität im sozialen Wandel. Eine empirische Vergleichsstudie an Studenten 1966 und 1981. Stuttgart.
- Dunde, Siegfried Rudolf (Hrsg.) 1992: Handbuch Sexualität. Weinheim.
- Elias, Norbert 1939: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Basel.
- Foucault, Michel 1977: Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Frankfurt.
- Hohmann, Joachim S. (Hrsg.) 1991: Sexuologie in der DDR. Berlin.
- König, Oliver 1990: Nacktheit. Soziale Normierung und Moral. Opladen 1990.
- Laumann, Edward O./Gagnon, John H./Michael, Robert T./Michaels, Stuart 1994: The Social Organisation of Sexuality. Sexual Practices in the United States. Chicago/London.
- Lautmann, Rüdiger 1984: Der Zwang zur Tugend. Die gesellschaftliche Kontrolle der Sexualitäten, Frankfurt.
- Lautmann, Rüdiger 1992: Konstruktionismus und Sexualwissenschaft, in: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 5, S. 219-244.
- Schelsky, Helmut 1955: Soziologie der Sexualität, Hamburg 1955.
- Schmidt, Gunter 1993: Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder, Stuttgart.

- Burkhart, Günter (1991): Treue in Paarbeziehungen, in: Soziale Welt Jg. 42, H4, S. 489-509.
- Duerr, Hans Peter 1988: Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Frankfurt.
- Freud, Sigmund 1904/05: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, GW Bd. 5. Frankfurt 1968.
- Gay, Peter 1986: Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. Frankfurt.
- Gindorf, Rolf/Haeberle, Erwin J. 1986: Sexualität als sozialer Tatbestand. Theoretische und empirische Beiträge zu einer Soziologie der Sexualitäten. Berlin/New York.
- Heckmann, Wolfgang/Koch, Meinrad A. (Hrsg.) 1994: Sexualverhalten in Zeiten von Aids. Berlin.
- Jäger, Herbert/ Schorsch, Eberhard (Hrsg.) 1987: Sexualwissenschaft und Strafrecht. Stuttgart.
- Kaufmann, Franz-Xaver 1995: Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftlichen und politische Bedingungen. München.
- Marcuse, Herbert 1965: Triebstruktur und Gesellschaft (zuerst als Eros und Kultur). Frankfurt.
- Schenk, Herrad 1991: Die Befreiung des weiblichen Begehrens. Köln.
- Schmidt, Gunter 1988: Das Grosse Der Die Das. Über das Sexuelle, Reinbek.
- Turner, Bryan S. 1984: The Body and Society. Explorations in Social Theory. Oxford/New York.
- Weis, Kurt 1982: Die Vergewaltigung und ihre Opfer, Stuttgart.

Drei dieser Ansätze bzw. Gegenstandsbereiche sind hierbei von besonderer Relevanz: die Analyse längerfristiger Prozesse in den Arbeiten von Norbert Elias, die Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter und, damit zusammenhängend, der Wandel der Familie bzw. familialer Lebensformen.

Als drittes werden kurz einige Ansätze aus der amerikanischen sozialwissenschaftlichen Forschung zur Sexualität dargestellt, die erst zögerlich Eingang in die deutschsprachige Diskussion finden.

2.1. Zivilisierung, Informalisierung, Differenzierung

Die meisten sozialwissenschaftlichen Ansätze, die den Wandel in den europäischen Gesellschaften seit dem Ausgang des Mittelalters zu beschreiben und zu erklären versuchen, zeichnen ein Bild der zunehmenden Säkularisierung und Rationalisierung aller Lebensbereiche, ein Prozess, der im wesentlichen in zwei Schüben erfolgt. In einer ersten Phase teilt sich das gesellschaftliche Leben in zunehmendem Maße in den öffentlichen Bereich von Wirtschaft, Politik und Recht, den eigentlichen Orten der Rationalisierung, während zugleich ein privater bzw. intimer Bereich entsteht, der entweder, wie z.B. die Familie, als legitime Gegenwelt gedacht wird, getragen von den Werten der Gemeinschaftlichkeit, oder als illegitime „dunkle“ Gegenwelt kontrolliert oder ausgegrenzt werden muss. Davon betroffen sind vor allem die Aktivitäten des Körpers, der im Öffentlichen einer starren Etikette unterworfen wird, bzw. hinter die Kulissen des öffentlichen Lebens verbannt wird.

Den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Wandel und dem veränderten Umgang mit dem Körper vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit hat vor allem Norbert Elias (1939) herausgearbeitet. Zwar lässt sich für das christlich geprägte Mittelalter keineswegs von einem ungebrochenen und „freizügigen“ Verhältnis zur Körperlichkeit reden. Doch kam der Umgang mit dem Körper und seinen Funktionen öffentlich unvermittelter und in seiner Widersprüchlichkeit zum Ausdruck. Aufzeigen lässt sich dies am Umgang mit Nacktheit und Scham, der vor allem in den wachsenden Städten und dort wiederum in den aufstrebenden bürgerlichen Schichten zunehmend restriktiver wird. Elias argumentiert nun, dass mit der zunehmenden Vernetzung der gesellschaftlichen Beziehungen im Zuge der Herausbildung von Nationalstaaten und der Ausweitung der Abhängigkeitsketten, in denen der einzelne eingebettet ist, die Notwendigkeit wächst, das Verhalten stärker an den Erwartungen der Umwelt auszurichten. Was vorher durch äußere Zwänge und Regeln eingefordert wurde, wird nun als verinnerlichter Zwang vom eigenen „Seelenhaushalt“ eingefordert,

ein Gedanke, der an Freud anknüpft und gleichzeitig dessen naturalistisches Triebkonzept zu historisieren versucht.

Der Ethnologe Hans Peter Duerr hat in einer Kritik an Elias darauf hingewiesen, dass man bei den Menschen des Mittelalters ebenso wenig von einer größeren Unbefangenheit gegenüber dem Körper und dem Sexuellen reden könne wie bei den sogenannten „Naturvölkern“. Der zu Beginn der Neuzeit zunehmend restriktiver werdende Diskurs weise vielmehr darauf hin, dass die bislang gültigen informellen Regelungen nicht mehr funktionierten und stattdessen durch Moraldiskurs und Gesetze ersetzt wurden. Die Arbeiten von Foucault wiederum verdeutlichen, dass aus diesem Diskurs im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts auch die entsprechenden Institutionen hervorgegangen sind, Anstalt, Krankenhaus, Psychiatrie, Gefängnis. Der von Elias beschriebene Prozess der Verinnerlichung geht also einher mit der Institutionalisierung des Diskurses und seiner Verrechtlichung. Durch die Verinnerlichung wird das Sexuelle quasi ich-näher. Die bislang stärker nach außen getragenen Konflikte werden nun stärker zu innerpsychischen Konflikten (Freud). Dem steht im öffentlichen Diskurs eine zunehmende „Objektivierung“ des Sexuellen gegenüber, es entsteht „Sexualität“.

Die schon im 19. Jahrhundert einsetzende „Wiederkehr des Körpers“ baut auf diesem erfolgreichen Verinnerlichungsprozess auf, so die Argumentation von Elias. Und während die Tugenden der Pflicht in der Entstehungsphase der bürgerlichen Gesellschaft durchaus funktional waren, so treten mit deren Konsolidierung zunehmend wieder hedonistische Tugenden in den Vordergrund. Die Moral der Pflicht wird abgelöst durch eine Moral der „Pflicht zum Genuss“ (Bourdieu).

Die verstärkt in diesem Jahrhundert einsetzende Freisetzung des Sexuellen tritt daher von Anfang an mit einem doppelten Gesicht auf. Sie ermöglicht dem Individuum einen größeren und weniger konfliktbehafteten Raum zur Entfaltung seiner Sexualitäten. Dies zeigt sich in verändertem Verhalten und Erleben, in einer weniger restriktiven Sexualmoral, in der gesteigerten Wertigkeit des Sexuellen für das individuelle Leben, wie auch in der Rücknahme strafrechtlicher Regelungen (z.B. betreffs Homosexualität, Kuppelei, Abtreibung). Die dadurch einsetzende Differenzierung von Sexualität, die es sinnvoller macht, von Sexualitäten zu reden, fließt zugleich ein in den gesellschaftlichen Markt, und zwar in den verschiedenen Ausprägungen als ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital (Bourdieu). Sexuelles wird zu einem Produkt auf dem Markt der Vergnügungsindustrie. Es wird ebenso zu einem Differenzierungsmerkmal im Raum der (kulturellen) Lebensstile, in dem sich nun auch frühere Subkulturen (Homosexuelle, Lesben) bemerkbar machen. Und der sexuelle Körper wird zu einem wichtigen Kapital auf dem Markt der (sozialen) Beziehungen, was wiederum entsprechende Investitionen erfordert, um ihn gesund, fit, schön, jung und begehrenswert zu halten. Die individuellen Sexualitäten werden, in dem Maße wie die gesellschaftlichen Akteure sie hervorbringen und erfinden, zu einem Teil des Systems sozialer Differenzierungen.

2.2 Das Verhältnis der Geschlechter

Die beschriebene Objektivierung und Naturalisierung des Sexuellen zur „Sexualität“ findet eine Entsprechung in der Naturalisierung der Kategorien „Geschlecht“, bzw. „Mann“ und „Frau“. Vorstellungen über „natürliche“ Unterschiede zwischen Männern und Frauen und ihre jeweiligen Lebenswelten lassen sich in allen Kulturen aufweisen. Fast ebenso verbreitet ist eine patriarchalisch geprägte Minderbewertung der Frau. Der beschriebene Entwicklungsprozess der westlichen Gesellschaften hat für Männer und Frauen fundamental unterschiedliche Auswirkungen, da die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nun zum grundlegenden Differenzierungsprinzip der Moderne wird: den Männern der Beruf, das öffentliche Leben und eine in Maßen aktive sexuelle Rolle. den Frauen die Familie, das private Leben und eine passive sexuelle Rolle. Zugleich wird in den entstehenden Wissenschaften vom Menschen diese Aufteilung objektiviert, indem sie als Resultat von „Wesensunterschieden“ erklärt wird.

Für beide Geschlechter kommt es zu einer Aufspaltung ihrer Sexualitäten. Es entstehen die Bilder von der entsexualisierten Ehefrau und Mutter, sowie der sexualisierten Geliebten und Hure, und

vom asketisch der Arbeit zugewandten Mann, der höchstens im geheimen seinen triebhaften Impulsen nachgeht.

Die Entwicklung der Sexualwissenschaft in der Deutschen Demokratischen Republik bis zum Kollaps des politischen Systems weist, bei allen Unterschieden aufgrund der anderen politischen Rahmenbedingungen, viele Parallelen zur Bundesrepublik auf. Auch hier wurde sie von medizinisch-psychiatrischen Ansätzen dominiert, die sich erst allmählich zu sozialwissenschaftlichen Fragestellungen vorarbeiten mussten, die aber von sozialmoralischen Maximen dominiert blieben. In einem nach der Wende herausgegebenen Sammelband zur „Sexuologie in der DDR“ (Hohmann 1991) wird Sexualforschung „in den Dienst der Gesellschaft gestellt ..., um dem Einzelwesen, dem gesellschaftlichen Subjekt, die Entfaltung seiner sexuellen Persönlichkeit zu ermöglichen und ihm somit ein Höchstmaß sexuellen Glücks ... zu garantieren“ (ebd.:9). Während in der linken kulturkritischen Diskussion der Bundesrepublik das Subjekt im strikten Gegensatz zur gesellschaftlichen Formierung der Sexualität gedacht wurde, so wurde dieser Gegensatz in der DDR ebenso strikt in einer „sozialistischen Haltung“ einfach aufgehoben. Unter dieser Prämisse konnte sich dann eine ähnliche Kritik ansiedeln, die ihr Gegenüber nicht in „Staat“ oder „Gesellschaft“, sondern in den Kräften der Wirtschaft sah, z.B. in Form der kommerzialisierten Sexualität. Dass die („falschen“) Interessen der gesellschaftlichen Subjekte doch etwas anders lagen, war an ihrem Nachholbedarf im Kauf von Sexualartefakten nach der Wende gut zu studieren. Ansonsten beschäftigte sich die Sexualforschung in der DDR ebenfalls vorrangig mit Jugendlichen und Studenten und sah eines ihrer Hauptziele darin, dem sexualpolitischen, -rechtlichen und -pädagogischen Diskurs und den dahinter stehenden Institutionen wissenschaftliche Materialien über die „sexuelle Befindlichkeit“ der Bürger zur Verfügung zu stellen, wobei betont wird, dass sie „sich trotz ihrer Einbindung in dies Staatsgefüge ihre Eigenständigkeit bewahrt“ (1991:49) habe. So entstand in der DDR ebenso wie in der BRD ab den 60er Jahren ein dichtes Netz von Ehe-, Erziehungs- und Sexualberatungsstellen, das in der BRD durch ein ebenso dichtes Netz von Sexläden ergänzt wurde. Während also die Kommerzialisierung auf den Westen beschränkt blieb, lässt sich ein Trend zur Pädagogisierung von Sexualität zeitgleich in BRD wie DDR ausmachen.